

Ingeborg Drews

# Mein Paris trägt grüne Schuhe



# Mein Paris trägt grüne Schuhe

Leseprobe  
mit Vorwort, 1. Kapitel, Inhaltsverzeichnis  
sowie einer Kurzvorstellung der Autorin

---

Jegliche Form der Veröffentlichung und Vervielfältigung,  
auch auszugsweise, bedarf der Zustimmung des Verlags.

Roland Reischl Verlag, Köln 2020



Ingeborg Drews

# Mein Paris trägt grüne Schuhe

Eine autobiografische Erzählung

Roland Reischl Verlag, Köln

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek. Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

Bildnachweis: Titel und Porträt S. 320 (von S.L. fotografiert; vgl. „Angekommen in der Lieblingsstadt“); die Autorin 1960 in Paris; Zeichnungen Innenteil (nach Teil I/ S. 240); aus der Lehrzeit der Autorin 1957-1959 (vgl. „Als Gretchen im Schlaraffenland“); Foto S. 315: Pariser Café 1996; Sämtliche Abbildungen: © Ingeborg Drews

Lektorat, Layout & Satz: Roland Reischl

Herstellung: BoD, Books on Demand, Norderstedt

Jegliche Form der Veröffentlichung und Vervielfältigung, auch auszugsweise, bedarf der Zustimmung des Verlags

Roland Reischl Verlag, Herthastr. 56, 50969 Köln

© 2012 Ingeborg Drews. Alle Rechte vorbehalten

Originalausgabe 2012, 3. Aufl. 2020: ISBN 978-3-943580-04-4

Softcover Erstausgabe 2020: ISBN 978-3-943580-33-4

Für Werner

Wir lassen nie vom Suchen ab,  
und doch, am Ende all unseren Suchens,  
sind wir am Ausgangspunkt zurück  
und werden diesen Ort zum ersten Mal erfassen.

T.S. Eliot

# Teil I

„En avant“

Vorwärts!

## „L'aurore s'allume“ – der frische Morgen

An gewissen Sommertagen haben die Champs-Élysées, wenn man sich ihnen vom Arc de Triomphe her nähert, elysischen Glanz. Das Licht bewegt sich beide Straßenseiten entlang bis hin zur Place de la Concorde in glaubhafter Leichtigkeit. Die Franzosen nennen sie einfach „les Champs“, was „die Felder“ heißt. Früher gab es hier einige Gärten, freie Landschaft. Jetzt die Avenue, die uns aus Dokumenten, Erzählungen und Filmen bekannt ist, weltweit gegenwärtig. Jeder glaubt, alles hier zu kennen. Vielleicht hält man inzwischen Paris für eine öffentliche Erfahrung, derer man sich bemächtigt wie einer gänzlich schamlosen Frau. Die französische Metropole aber bleibt ein Enigme, ein Rätsel, nicht auszuloten. In ihrer weiblichen Vielfalt erweist sie sich als geheimnisvoll, als die Schweigsame, ganz gleich, was der wachsende Verkehr mit ihr angerichtet hat. Und es bedeutet auch nichts, dass sie so viel von sich reden macht.

Von den ehemals ländlichen Gefilden der Champs mag in der heute hier ausschreitenden jungen Frau etwas anklingen. Hat es insgeheim mit ihrer eigenen ländlichen Herkunft zu tun? Mit ihrer Liebe zu Pflanzen, Wiesen, Bäumen? Unter ihren Vorfahren sind Bauern und Gärtner. Aber diese Idee würde Laura Wassenberg von sich weisen. Brusk und entschieden macht sie jedem klar, der nach Gründen fragt: Sie kam mit ihren 21 Jahren in das swingende, kultivierte und verrückte, das geliebte poetische, vor allem aber in allen Sparten so wichtige künstlerische Paris und weiß genau, warum. Da sie nämlich all diese Seiten der Stadt seit Jahren erforscht hat von zu Hause aus.

Wie das Wasser der Seine sich gleichmäßig schwingend in seinem Flussbett fortbewegt, so bewegte sich der Traum von Paris in Laura fort und fort, bis sie vorgestern hier endlich ankam. In Paris, wo sie schon bald mitten in die ersehnte Bohème hineingeschaukelt war. In die Bohème, wie sie Gábor von Vaszary in Monpti beschrieben hatte: arm, poetisch, malerisch, glückverheißend – und stets begleitet vom berühmten Wermutstropfen der Melancholie. Sie wollte in keinen Garten. Oder doch?

Laura geht beschwingt, schon das Licht des frühen Morgens ist von unverschämter Großzügigkeit. Man kann sich an solchen Tagen nicht mit lauernenden Ärgernissen oder Ängsten abgeben. Eigentlich



ist es doch schade, dass die vergangenen Felder, „les Champs“, nicht mehr zu sehen sind. Sie, welche das französisch Ländliche selbst nach Paris eingebracht hatten. Das Paris der Kunst und der bedeutenden Architektur zählt natürlich mehr. Es ist die Hauptstadt der Welt. Und wie haben alle Schönheitsliebenden schon vor dem Paris geliebt, in all den vergangenen Jahrhunderten – die Schriftsteller, die Maler, die Liebhaber hoher Kultur und Urbanität. Die, die herüberblickten von überall her. Sie atmeten auf in dieser Stadt, besonders, wenn sie aus der Provinz kamen.

Raus aus der Pedanterie, raus aus dem ewig Gleichen. Und für Laura heißt das auch: Raus aus dem Deutschen. Das liegt im Zug der Zeit, wie man sagt. Deutsche von Verstand wollen mit Deutschen erst einmal nichts mehr zu tun haben, sich nicht ohne Ende mit dem vergangenen Krieg befassen. Stammte man doch leider aus dem Land, das den Krieg verursacht hatte. Was jemals Gerechtigkeit in diesem Punkt werden soll, steht in den Sternen.

Ich kann es keinem erklären, aber ich denke, ich gehöre hierher. Hemingway meinte schon, murmelt Laura Wassenberg vor sich hin, dass Paris nie enden wird und dass hier jedes Individuum anders gelebt habe als das andere. Das ist es! Ich empfinde es auch. Und er hat dem noch zugefügt, diese Stadt habe immer zurückgegeben, was einer in sie eingebracht habe, sie sei jeden Aufenthalt stets wert gewesen. Das weiß ich. Es wird niemals umsonst gewesen sein. Was ich einbringen werde, weiß ich noch nicht, aber ich werde daran arbeiten.

Laura blickt auf ihre Schuhe. Sind die hier eigentlich elegant genug? Wie dem auch sei, sie geht sicheren Schritts. An Familie, Bekannte, Landsleute denkt sie nicht. Sie ist in erster und in zweiter Linie von der Grande Nation, ihrer kosmopolitischen Bedeutung, Größe und Geschichte angetan. Von französischer Literatur und Poesie, dem heiligen Rebellentum wie auch von den Legenden um dieses Rebellentum. Sie blickt auf zu den Mitgliedern der „Académie Française“, diesen französischen Eternels, gleichwohl aber auch zu den aktuellen Pariser Chansonniers, Regisseuren, Fotografen, Kurtisanen, Schauspielerinnen, Concièrges, Artisten und Clochards. Und sie ist begeistert von allen modernen expressionistischen, surrealistischen, kubistischen und fantastischen Malern. Natürlich auch von den alten, fast herkömmlich gewordenen Im-

pressionisten. Von den noch älteren hat sie weniger Ahnung, will aber auch diese früheren Epochen in der Malerei tief erforschen. In einer Kunstakademie.

Sie weiß, was die Kunst die Künstler stets gekostet hat, und sie selbst wird keine Mühe scheuen, das fortzusetzen. Sie weiß umgekehrt auch, was die Kunst dem Künstler gibt. Es ist eben eine ganz andere Welt, es ist die eigentliche. Und hier in Paris sind Kunst und Natur gleichermaßen angesehen. Man lässt das Verschiedene einfach gelten nebeneinander, Kokotten wie Kastanienbäume. Sie kennt noch nicht das akademisch-pedantische Trennen von Natur- und Geisteswissenschaft, oder in Moralfragen das strenge Oben und Unten, das sich sogar auf die menschlichen Körperteile bezieht. Ist ja langweilig. Hat nicht schon Oscar Wilde gesagt, die Moral sei immer die Sache der Leute, die die Schönheit nicht begreifen?

Ich kenne es, denn ich achte Schönheit, Kunst und Frechheit über alles. Ich fühle intuitiv, was echt ist. Die Schönheit, die für sich spricht und keine Erläuterung braucht. Ein Professor, ein Priester, ein Minister – sie könnten mir nicht auch nur annähernd einen derartigen Respekt einflößen, wie ich ihn vor Schönheit habe. Und ich liebe, was swingt. Das widerspricht sich nicht. Laura wird sich immer schwer damit tun, Berufserfolg, Ruhm und Profit als erstrebenswert anzuerkennen. Am besten gäbe es das gar nicht. Sie schlenkert etwas mit den Armen und geht swingend weiter. Das Kreatürliche des Menschen und seiner Sinne ist mehr zu schätzen als alles Wissen und all das Angelernte. Die Jazzmusiker, die großen, die haben es in sich. Auch ich fühle mich als Kreatur, obwohl meine Oberschenkel zu dick sind.

Auf den Fahrbahnen der Champs gleiten elegante Limousinen vorüber, die Laura nicht bemerkt. Manchmal ist sie durchströmt von großer Dankbarkeit dem Leben gegenüber. Und zufrieden, dass sie so eine ist, wie sie ist. Dann ruhen die Bedenken und Unsicherheiten, die jeden jungen Menschen so leicht aus der Bahn werfen. In diesen Momenten fühlt sie sich warm durchrieselt vom eigenen Blut und aufgewirbelt vor Freude zu leben, sie fühlt ihre Augen leuchten und merkt, dass andere es auch merken.

Wenn sie traurig wird, verliert sie alles Licht. Dann sieht sie sich erschlaffen und weiß, dass auch kein anderer sie beachtet. Das ist, als ob eine Kerze ausgegangen sei. Es macht sie hilflos. Aber

nicht jetzt. Sie schwingt ihre Beine und die schmalen Füße auf dem Trottoir auf und ab, hebt leicht, fast tanzend die Arme. Aber man kann doch nicht einfach auf der Straße tanzen. Obwohl, auf den Champs-Élysées ... Bin ich hier nicht im „douce France“ und auf der breitesten seiner Avenuen?

Von Zeit zu Zeit merkt Laura, dass sie es nicht übertreiben sollte mit der Freude, es ist gefährlich. Zu Hause sagte man ihr ein Sprichwort, das sie nicht mochte: „Hochmut kommt vor dem Fall.“ Das könnte auch für Freude gelten oder für das Schwärmen, wie man es in ihrer Familie nannte, natürlich abfällig. Es ist aber nicht, dass sie etwa nur schwärmt. Die Verwandten sind weit. Sie erscheint adrett in ihrem Baumwollkleid, und das Pariser Leben legt sich schmeichelnd um das junge Mädchen.

Papa könnte ich vermissen – er ist ein anständiger, eigensinniger Mann. Aber nur ihn. Ich werde Kunst studieren! So etwas wäre ihnen allen nicht in den Sinn gekommen. Kunst, das gilt doch nicht, das sind Spinnereien. Papa ist auch Künstler, aber er weiß es nicht. Wie er fotografiert hat, die Ausschnitte, der rechte Moment. Und mit dem Herzen dabei. „Wie ein zweiter Sander.“ Aber wie sollte er wissen, was er kann? Wer lehrte ihn zu beurteilen, wann und ob sein Werk gelungen war? Und, sich von anderen zu unterscheiden? Man muss professionell werden. Das war ihm nie möglich. Er wäre nie, nie nach Paris gekommen. Über seinen Schreibtisch hat Papa das Bild des Rubens-Kindes gehängt, das genauso aussieht wie ich als Kind. Ob er das überhaupt wusste? Warum hat er es aufgehängt, sah es da alle Tage? Ach, was weiß man schon voneinander in der brutal dahinschießenden Gegenwart. Aber das, was war, ist auch immer bei einem. Ich denke oft an ihn.

Sie blickt jetzt unruhig hin und her, scheu. Eine große Frage kommt in ihr auf, während sie geht, und vor allem, weil sie dorthin geht. Ich könnte vielleicht eine besondere Begabung sein. Aber ich kann mir das auch nur einbilden. Meine ganze Umgebung daheim behandelte mich wie eine Irre. Oder eine Missratene, ein Mädchen, das keiner versteht. So eine verrückte Person, ein wirres Mädchen, das meidet man.

Auch der Papa sagte: „Du bist bekloppt“. Und meiner Schwester entfuhr einmal: „Wir mochten dich nicht. Du warst immer so anstrengend.“ Es tut weh. Ich bin doch mit meinen eigenen Vorstel-

lungen und Träumen nur ein Quertreiber gewesen zu Hause, in deren Milieu. Ich war jedoch nicht böse, im Gegenteil, ich wollte ein liebes Kind sein. Aber früh schon nannte mich die Mutter böse, obstinat, extrem. Ich wusste gar nicht, was sie meinte. Ich glaube, dass sie uns schlicht für dumm hielt, ihre eigenen Kinder.

Laura geht langsamer. Die Sonne des Tages hat plötzlich nichts mehr mit ihr zu tun, und die Champs sind ihr jetzt eine Fremde wie die ganze Welt. Das Alleinsein packt sie, schlägt ihre Freude aus dem Feld. Sie denkt: Ein anderes Milieu habe ich nun mal nicht. Es ist nun auch nicht mehr ihr Paris. Sie hat kein Zuhause, und aus dem, das man so nennt, ist sie ausgerissen. Hier gibt es nur die „chambre de bonne“, das Kindermädchenzimmer, das sie sich ergattert hat. Und die Akademie! Ob sie mich wirklich annehmen? Aber auch das ist eine Fremde, diese große Stadt, diese Avenue – noch. Ob es wirklich mein Milieu wird? Wie hab ich davon geträumt!

Das Schmerzliche, das plötzlich in ihr hochkommt, sagt: Ich gehöre zu niemandem. Ob ich hier Fuß fassen kann? Wie soll es mit dem bisschen Geld gehen? Muss ich doch schon bald wieder zurück nach Hause, wieder zu den anderen, den deutschen Fremden? Zu ihnen, denen ich nicht geheuer bin? Nein, bloß das nicht! Erst haben sie mich hinausgeworfen, mit zehn Jahren schon, ins Internat. Die Schwester sagte dazu: „Du warst so wild. Sie konnte dich nicht bändigen.“ Jetzt ging ich selber fort, mit 21. Aber nichts ist ihnen recht, sie haben mich nicht unterstützt. Es überstürzt sich alles immer schon. Ich kann nicht erkennen, was richtig ist. Alle Menschen sinnen über einen Sinn, aber in der schnellläufigen Lebzeit ist doch gar keine Zeit für das Erkennen! Jeder ist ständig aufgeregt von unerheblichen Dingen, von Besorgungen, Nöten, Unglück. Manchmal auch von einer ganz plötzlichen, unerwarteten Freude. Da klärt sich nichts, die Fragen türmen sich weiter auf. Ich frage mich natürlich auch, ob meine Entscheidung für Paris sich als die richtige erweisen wird. Aber ich frage das selten!

Im Internat flüchtete ich in die leere Kapelle. Sie war kalt. Helle Strahlen fielen durch die farbigen Fenster wunderschön und sorgsam über mich, es war ein Teppich aus Licht, sehr kostbar. Vollkommene Stille, niemand erteilte Befehle, keine auferlegte Regel regte sich. Es wusste ja niemand, dass ich in der Kapelle war. Ich saß allein in einer der Bänke, in mir das Kirchenlied von Bach. Es war das Erste, was

ich von Bach gehört habe. Ich war zehn Jahre alt. Die Nonne, die Musik unterrichtete und einen Kinderchor unterhielt, hatte es mich gelehrt. In mir sang sich das Lied jetzt nur für mich allein: „Oh Haupt voll Blut und Wunden.“ Ich weinte leise, dann hemmungslos mein Heimweh heraus. Ich bibberte vor Kälte und auch dem Glück einer Befreiung. Das Lied war schön, es tröstete mich, ich sah diesen Kopf mit den Dornen in seiner Haut vor mir, wie es blutete an den Einstichstellen, leise rann das Blut herab. So etwas taten die Menschen, so etwas. Sie quälten einen, ohne sich zu schämen.

Wenn der mit den Dornen so gequält worden war – was sollte ich mich beklagen? Ich bin in Paris und muss auf jeden Fall dazu stehen! In der Zeit ist keine Zeit für das Wesentliche, man kommt nicht drauf. Das Wesentliche wartet auf die Weisheit der Ewigkeit, ich werde vertrauen, warten. Es wird sich die Wahrheit schon einstellen. Jetzt fühlt sich Laura so fromm wie damals in der Kapelle des Internats. Sie will nicht in eine lähmende Stimmung fallen, das darf nicht sein, nicht heute. Es kommt ja gleich darauf an, gut und selbstbewusst zu sprechen, sicher aufzutreten!

Dennoch blickt sie jetzt wie blind in die Helligkeit des schönen frühen Vormittags. Als sei sie nicht mehr fähig, das Strömen des Lichts aufzunehmen, wie damals im Internat. In ihrem fahrigen Kopf meldet sich aber wieder etwas, das man „ungerufen“ nennt. Und das dann oft sich als das Passende erweist. Hat sie es nicht einmal bei Jonathan Swift gelesen? „Wenn ein Genius in der Welt erscheint, werdet ihr ihn daran erkennen, dass sich alle Dummköpfe der Welt gegen ihn verschwören.“ Ob sie sich auch gegen Verbrecher verschwören?

Und ich, bin ich etwa größenwahnsinnig? Aber es ist doch oft so in meinem Leben, dass da keiner war oder ist oder ich die anderen wie eine Wand fühle. Niemand, mit dem ich reden könnte, auch jetzt nicht. Dazu fällt ihr nun auch noch, ebenso ungerufen, ein, dass ihre eigentlich liebste Tante zu ihrer, Lauras Denkart, schlicht bemerkte: „Es ist gut, dass du schreibst und malst. Das ist besser als saufen.“ Was für ein Vergleich. Als sei die Kunst bloß eine Alternative zur Verwehrlosung, ein heilsames Hobby. Wenngleich ein Körnchen Wahrheit darin steckt – aber wie brutal und beschnitten ist dieser Blick auf die Kunst und ihren Sinn. Wie kann man nur so reden, ohne sich dafür zu schämen?

In Lauras gesamter Verwandtschaft erachtet niemand Kunst als eine Arbeit. Sie gilt ihnen allen als leichte Nebenbeschäftigung, wenn man Zeit dafür hat. Keiner von ihnen kennt einen Künstler oder Kunstwerke, geht in ein Museum, eine Galerie oder in ein Konzert. Kunstmaler sind für sie Bettler, Parasiten, die sich kein Geld selber verdienen können und sich überall etwas erschleichen. Faulenzer, die Bilder malen, die keiner will, niemand braucht und die nur sie selber schön finden. Kunst gehört in die Freizeit, wenn man sie sich leisten kann und will. Auch Lesen ist Freizeit, aber nicht ganz so schlimm, Sport natürlich besser, gesünder. Kinder sollen was Ordentliches lernen, sich bloß nicht in komische Ideen verrennen.

Ihre Mutter hat auch nie auf die Ratschläge von Lauras Deutschlehrerin geachtet, die riet, das Mädchen Kunst oder Germanistik studieren zu lassen. Sofort geriet auch diese Lehrerin in die Kategorie der Spinner, wurde hämisch niedergemacht. Sie sagte: „Ach, so eine arme dünne Frau mit Pickeln im Gesicht.“

Laura ahnte bald, wie sinnlos es ist, ihnen zu erklären, wie man eine Leinwand aufzieht. Oder welche Arten von Farben und Untergründen es gibt, welche Pinsel mit welchen Haaren, was bei der Komposition eines Bildes wichtig ist und wie man das Zeichnen, vornehmlich beim Aktzeichnen, zu lernen hat – dass aber auch ein Talent dazu vorhanden sein muss und es lange dauern kann, bis man das Aktzeichnen beherrscht. Letzteres würden sie verschämt hören oder vielmehr sogleich weghören. Das würden sie als unmoralisch empfinden. Nackte Körper zu zeichnen! Keinen blassen Schimmer jemals davon haben, noch haben wollen. Sie stand ganz allein mit dem, was ihr wichtig war. Ansprechen sinnlos, was sie doch längst wusste, reden mit ihnen hoffnungslos. Warum versuchte sie es nur immer wieder? Es gab aber doch auch Erklärungen, nicht? Wozu waren denn Erklärungen da!

Laura ahnte noch nicht, dass ein Angesprochener nur das erkennt, was er erkennen will oder was ihm irgendwie bereits vertraut ist. Sie ahnte es vor allem deshalb nicht, weil sie selber oft neugierig auf etwas war, das in ihrer Umgebung und auch in ihr selbst noch unbekannt war und im Tun ungekonnt erschien. Warum also wollte sie so etwas erkennen und lernen, das ganz aus dem Rahmen fiel? Sie kam den anderen damit wie eine Spinnerin vor, zog falsche

Schlüsse, ahnte nicht, dass es den meisten Menschen gar nicht möglich ist, über die Grenze des ihnen Vertrauten und Möglichen hinauszukönnen oder zu wollen. Oder vielleicht doch? Mit Lust, mit Neugier, mit Courage? Nein, es interessierte sie nicht. Das Unbekannte war ihnen zu anstrengend, das Begrenzte erschien ihnen gerade recht. Darin konnte man sich aus. Viele Jahre später las sie bei Hermann Hesse: „Die begabten und intelligenten Menschen sind den anderen immer unheimlich.“

Sie lebte in einer anderen Welt, obwohl sie in die ihre hineingeboren worden war. Eben das war auch ihnen sonderbar; wieso war sie in ihre Welt hineingeboren worden, von der sie doch nichts wissen wollte? Sie kritisierte ihre Welt, ohne sie zu verstehen. „Dann geh doch!“, rief ihre Mutter. Nicht uneingedenk der Tatsache, dass Laura keinen Pfennig Geld und keine Möglichkeiten hatte, zu gehen. Sie schien das süffisant auszukosten, konnte getrost rufen „Dann geh doch!“ – ihre Tochter würde ja bleiben, bleiben müssen. Aber vielleicht würde ihr das ein Denkkzettel sein. Der Satz tat Laura weh, machte ihr die Abhängigkeit vollkommen klar, und es begann, in ihr zu gären, wie sie dem nur entkommen könnte. Sie ahnte nicht, dass sie eben diesen Satz in ähnlich abhängiger Situation später von ihrem Ehemann hören sollte: „Dann geh doch!“, und dass sie wieder entkommen wollte und nach vieler Mühe auch entkam. Noch weniger ahnte sie, dass sie am Ende ihres Lebens die Einsamkeit oft als gesegnete Heimat empfinden würde.

Die Verwandten staunten. Aktzeichnen? Warum hieß das „Akt“, was doch „nackt“ bedeutete? Es war ihnen unangenehm, schamlos. Nein, von so etwas wollten sie nichts wissen. Laura würde mit ihnen nicht mehr davon sprechen, auch nicht davon, dass sie in Köln nach dem Lyzeum abends zu Kursen in die Kunstschule ging, zu einem hervorragenden Professor. Der lachte sie an, als sie einem nackten Jungen, der abends Modell stand, eine schöne Weintraube auf das Lockenhaupt zeichnete. Auch hierzu würde die Mutter nur sagen: „Die Laura hat Ideen“ – oder: „Sie spinnt, was soll man machen?“ Und die Tante würde erneut ihre Betrachtung über „Malen statt Saufen“ anstellen. Wenn die sich besprachen, wusste Laura, verstanden sie einander.

Ich bin in Paris, allein, was sonst? Ich war doch immer allein! Die daheim sprechen realistisch, das behaupten sie jedenfalls. Nur

sie, Laura, „hat keinen Sinn für die Realität“. Sie bleibt draußen. Auch ihre Schwester gehört zu ihnen, auch sie ist im Recht, also realistisch, so klein sie auch ist. Darum muss Laura bald auch gegenüber der Schwester den Mund halten. Sonst steht sie wieder nur dumm da. Sie nimmt wahr, dass in der ganzen Umgebung die Menschen ähnlich denken. Aber sie lernt es nur langsam und widerstrebend. Lange ist sie davon ausgegangen, dass auch die anderen Schönheit, Natur, Tanz, und die Poesie lieben würden. Dass auch sie darin und im einander Verstehen einen Lebenssinn anstrebten. Es ist doch ungerecht, nicht davon auszugehen.

Laura lernt jetzt, wie es sich realistisch verhält. Weil die anderen, die Vergleiche wie den ihrer Tante anstellen, so viele sind, sind sie sich sicher, auf dem rechten Weg zu sein. Alle haben sie schrecklich viel Arbeit, ihre Realität in Gang zu halten. In ihnen ist kein Interesse an überflüssigen Dingen. Das versteht Laura. Wenn ein Krieg herrscht, eine Hungersnot – sie kennt es ja, ihre ganze Kindheit war Entbehrung – jedenfalls in deren Sinne, nicht in ihrem eigenen. Für sie ist auch Entbehrung fruchtbar, sie lässt die Fantasie erblühen. Aber nicht bei allen. In Laura wuchs gerade darum die Liebe zu dem Überflüssigen, dieser „chose très nécessaire“ – dem höchst notwendigen Ding –, wie natürlich ein Franzose gesagt hat.

Nach und nach wird sie merken, wie groß das Interesse der anderen an Kitsch und sentimentalem Trost ist, wie leicht sie sich verführen lassen, nur nicht von Kunst. Ihr Vater bildet eine Ausnahme, er hat Sinn für Musik und eine gute Stimme, singt ergreifend schön. Ihre Eltern beide singen und tanzen gern zusammen, so wachsen die beiden Kinder doch mit etwas Anderem auf als dem nur Notwendigen. Die Eltern sind gesellig, gastfreundlich, pflegen ihre Freundschaften. Das bringt neben all den Sorgen Wärme ins Haus und Frohsinn. Es wird das sein, wonach Laura, die immer weggeht, doch leibzeitlang Heimweh haben wird. Der Vater hört sich Märchen im Radio an, sonntags nachmittags. Halb schlafend liegt er in dem alten hässlichen Sessel, der erschöpfte Mann. Aber er horcht. Dann liebt sie ihn.

Von ihrer Mutter hat Laura viele melancholische Gedichte und Lieder gelernt. Wilhelmine Wassenberg sammelte Sprüche und Fremdwörter, vielleicht weil es ihr an geschulter Ausbildung



fehlte. Mehrmals sagte sie zu Laura: „Du bist der Phönix auf der Asche“. Die Mutter wuchs in ein Leben hinein, in welchem sie von Toten umgeben war von klein auf. Von Toten, mit welchen sie die Beziehung nie aufgegeben hatte. Das kannte Laura an ihr gut. Als Laura selbst noch ein Kind war, sprach die Mutter von ihren Toten so, dass diese für Laura ganz natürlich auferstanden. Das verband sie mit der Mutter, aber sie sollte es erst begreifen, als sie selbst von Toten mehr als von Lebenden umgeben und begleitet war. Von diesen Toten wussten sie gemeinsam, dass sie ihnen in der Tiefe nie abhandengekommen waren. Dass sie drüben, im Garten der reinen Welt, von ihnen erwartet wurden. Jacques Prévert, Lauras Lieblingsdichter, hatte es ausgesprochen. Sie hörte es in sich, auch noch, als Prévert schon tot war: „Le jardin reste ouvert pour ceux qui l'ont aimé.“ Der Garten bleibt denen geöffnet, die geliebt haben.

Sie geht jetzt geruhsam auf den Champs, es ist ja noch früh, sie denkt und spricht mit sich: Vielleicht wissen die Eltern beide nicht, was in ihnen steckt. Später soll sie dieses Entscheidende lesen, das der humane, leiderfahrene Malraux so mutig vermutet hat: „Tenter de donner conscience à des hommes de la grandeur qu'ils ignorent entre eux.“ Das ist wohl das größte Wagnis, trotz allem so zu denken. Sich nicht eintrüben zu lassen von Erfahrungen, den unfassbaren Grausamkeiten des Menschen. Es wagen, den Menschen ein Bewusstsein von der Größe zu geben, die sie untereinander ignorieren. Sein Satz ist zu schätzen, vielleicht ist er noch wichtiger als der Christus-Satz: „Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Oder ist das Menschevolk in der Menge blöde und will auch nichts anderes sein? Jeder Erzieher sollte ihn sich merken, den Satz Malraux'. Aber auch die Erzieher werden müde an der Menschheit.

Jetzt, da sie sinnend stehen bleibt, kennt sie seinen Satz noch nicht. Vielleicht würde er ihr helfen. Die Wahrheit hilft, sei sie schmerzlich oder erfreulich. Wahrheiten erfrischen den Geist, lassen den Menschen weiter gehen, auch wenn es manchmal höllisch wehtut, ihnen zu begegnen. Laura wird von Malraux einmal denken: In ihm steckt ein heiliger Glaube an die Menschheit. Ein Glaube, den sie nicht hat. Oder der ihr abhandenkam. Sie glaubt an die Wenigen, die Meisten jagen ihr einen Schrecken ein. Mit den Jahren immer

mehr. Jene Letzteren, die Blaise Cendrars einmal das Menschenpack nannte. Er hat es erfahren, er hat es mit ihm aufgenommen, mit dem Menschenpack. Er ist tief in dessen vielschichtigen Orkus gestiegen. Nichts aber hat ihn gebrochen.

Vielleicht hat man all die Armen, die Malträtierten, nicht an das Größere herangeführt? War das der Grund, warum sie es nicht schätzen lernten? Dass man es früh all ihnen nicht gestattet hat? So gehen manch brave Leute nur sonntags in die Kirche, und es ist des Höheren Genüge getan. Sie bleiben im Gewöhnlichen als einem Guten, im Gesetz als einem vorsorglich Eingrenzenden. Sie gehören nicht zu den Vernichtern, sind aber auch keine Heiligen. Sie halten das Leben in Gang, mit ihren Arbeiten und dem Aufziehen ihrer Kinder – oder sind diese Kinder dann eben nur „aufgezogene“ – wie Spielzeug?

Meine Eltern gehen nicht in die Kirche. Wir Kinder sollten aber hineingehen, damit die Kunden es sehen. Es gehört sich so. Die Welt ihrer Eltern verwirrte Laura. Sie konnte sie nicht verstehen. Was ist denen eigentlich heilig? Sie sah täglich, wie viel diese Leute zu arbeiten haben, und dass der Krieg ihnen alles zerstört hat. Das machte ihr ein schlechtes Gewissen, denn sie arbeitete noch wenig. Sie half ihnen auch nicht. Sie fühlte schon als Kind, dass sich in ihrer Nähe andere Sehweisen kundtaten. Obwohl sie noch gar nicht verstand, was die Großen redeten.

Sie sind ihr fremd. Laura sitzt manchmal unter dem Tisch und lauscht, weil ihr all das wunderbar ist. Eine Welt, in die sie gar nicht hineinmöchte! Nur eine der Tanten, eine andere als die couragierte mit ihrem blöden Satz, eine stille, lebt in einer Welt, die Laura mag. Sie und ihr Mann haben eine Gärtnerei und leben in einem altmodischen Holzhaus mit Veranda. Das Haus, der Garten, überall Spuren von Muttererde, die Blumentöpfe und die Pflanzen, das Glashaus – hier ist sie gern zu Besuch. Im Wohnzimmer gongt eine uralte Wanduhr. Es werden Speisen aufgetragen in schönem Porzellan. Manchmal spielt einer Klavier, nicht gut, aber tönend. Hier ist es wie in einem alten Film, vor der Zeit des Krieges und der Bomben.

Zu Hause begreift sie langsam, dass sie wohl besser den Mund hält, wenn sie sich nicht schaden will. Sie ist ja nicht gegen alles, wie ihre Mutter glaubt. Aber sie fühlt, dass ihre Mutter von ihr

nichts hält. Die Lieblingstante, jüngere Schwester des Vaters, hat zwar diesen blöden Satz gesagt, ist aber temperamentvoll. Sie kann vorzüglich nähen, hat Humor, ist dunkel und kräftig wie eine Italienerin vom Lande. Laura findet diese Tante hübsch, sie hat feurige Augen, mag die Männer, spricht lebhaft im Dialekt ihrer Heimatstadt, hat eine wohlgeratene Handschrift – „gelernt im Fach Schönschrift“, sagt sie stolz. Es gibt viel an dieser Tante, was Laura mag, hat sie doch etwas Originelles und Zivilcourage. Gerade aus ihrem Mund trifft sie so ein platter Satz und macht sie traurig. Also auch diese Tante ... kein Verstehen?

Einmal liest Laura einen Text von ihr der Tante vor. Er handelt von einem dicken Onkel in der Nähe, der eine Fabrik und einen sehr eigenen Charakter hat. Er war ihres Vaters liebster Freund. Bis sein Sohn bei einem Unfall umkam und er sich mit seinem Revolver erschoss. Das ganze Viertel war schockiert. Die Tante merkt nicht, dass der Text den Mann erkennt, ansieht, auch kritisch geschrieben ist und diesen Onkel trifft. Die Tante hat kein Ohr dafür. Aber weil eine Antwort von ihr erwartet wird, sagt sie: „Ich konnte den nie leiden.“ Das ist alles. Wieder muss Laura feststellen, dass man in der Familie besser wohl nicht nur nicht redet, sondern besser auch nicht vorliest. Die Tante würde nicht verstehen, dass sie das trifft, denn so ein Text ist doch nichts Wichtiges. Man hat den Krieg erlebt! Was könnte sich damit messen? Mein Mann ist gefallen, die Not wurde ärger. Dann musste man alles wieder aufbauen und ein Kind durchbringen. Laura sollte Ähnliches erfahren, wenn auch nicht einen neuen Krieg. Aber wovon die Tante sprach, das war etwas Ernstes. Und wenn Laura von Kunst sprach, war es ihr auch ernst. Ich mag sie ja, die Tante! Laura sieht sie jetzt auf den Champs-Élysées vor sich. Aber dann kommt so ein Hammer, auch von ihr.

Laura weiß noch nicht, dass der Essayist und Übersetzer und Franzosenkenner Albrecht Fabri, der wunderbare Aperçus, kurze Abhandlungen über Kunst veröffentlicht, sie einmal „Scribapinga“ – „die schreibende Malerin“ – nennen wird. Dass sie bei ihm himmlisch gut aufgenommen sein wird. Sie weiß noch nicht, dass die Anderen in ihr Leben treten werden, die ein Ohr und ein Auge für sie haben. Fabri wird von ihr angetan sein, von ihren Gedichten und ihrer Malerei. Er wird ihr seine Bücher schenken, sie ein-

laden zu philosophischen und satirischen Gesprächen, in der Südstadt, in einem Künstlerhaus, bei Nüssen und Rotwein, der alte Schriftsteller. Seine Frau wird ihnen den Wein bereitstellen, sie freundlich begrüßen.

Und was sie jetzt beim Einfall des noch kühlen Schattens auf den Champs-Élysées keinesfalls tröstlich voraussehen kann: Albrecht Fabri wird fast bis zum Schluss mit ihr telefonieren, sie nennt ihn dann „mon cher Albert“. Einmal wird sie ihm ein Gedicht widmen, das wartet schon in ihr, ohne dass sie es ahnt. Eigentlich lebt er eher verborgen, aber ihr wird er sich öffnen, über die Liebe, über Ninon de Lenclos, über die Franzosen, über den Krieg reden. Seine Schriften hat sie schon lange mit großer Achtung gelesen, aber sie kennt ihn noch nicht, als sie nun plötzlich betrübt über die Champs geht. „Cher Albert“ liegt noch in weiter Ferne, wenn sie es doch nur schon sehen könnte. Es wäre wie eine Leiter, die sie jetzt wieder nach oben brächte. Dennoch trägt sie es in sich, dass dies alles geschehen wird. Vielleicht geht von ihrer Zukunft ja eine Kraft aus, die sie oft aufrichten wird. Andererseits: Noch Jahrzehnte später fehlt Laura Wassenberg der Sinn für Argumentation und Logik der meisten sie umgebenden Menschen. Sie weiß, dass deren Ansichten und Vergleiche ihr nicht einleuchten. Die Frage ist nur: Muss man sich mit ihnen auseinandersetzen? Ja, man muss wohl, wenn man keine anderen um sich hat.

Ich bin auf meinem Weg und basta!, schnaubt es in ihrem Innern. Sie lässt die Bemerkung der Tante und vieles andere, das sie sonst noch aufregt, hinter sich, denkt an eigene Pläne. Aber dass sie niemals mit ihrem Vater, den sie liebt, ins Gespräch gekommen ist, macht sie traurig, immer wieder. Es ist, als stünde sie schon endlos lange vor einer gesperrten Brücke. Sie möchte an das andere Ufer zu ihm gelangen, aber wie? Auch mit ihm ist es besser, zu schweigen, weil alles Sprechen sich als Fehlschlag erwies. Dennoch hatte sie das Gefühl, dass er sie verstand. Das fühlt sie auch jetzt, und ihr wird warm. Manchmal brüllte er. Dann sah er hilflos aus. Sie dachte, dass sie ihn jetzt in den Arm nehmen wollte oder ihn streicheln, aber das wagte sie nicht. Vielleicht merkte er es. Hinterher tat ihm sein Brüllen leid, und er sagte zu ihrer Mutter: „Frau, das ist meine Krankheit.“ Und Laura denkt: Meine Krankheit ist es ebenso, auch ich kann gut brüllen.



## INHALT

### Teil I: „En avant“ – vorwärts!

„L'aurore s'allume“ – der frische Morgen .....	7
Frühe Lehren .....	20
„La vie est dure“ – das Leben ist hart .....	26
Wäre ich besser daheimgeblieben? .....	30
Das Leben hat Farbe bekommen .....	34
Graue Tage – auch im Café .....	36
Die Akademie ist nicht mehr weit .....	41
Poesie und Contenance .....	46
Im Anfang war das Wort? .....	47
Papa war stumm .....	49
Die Heimat verlassen? Ja! .....	52
Brüderchen und Schwesterchen .....	53
Der Mutter gefallen .....	58
Ganz Paris träumt von der Liebe? .....	68
Wie ich mich auf das „Chamäleon“ freue .....	79
Pariser Damen und die Kurtisanen .....	82
Ich bin hier nicht auf Urlaub – ich wohne hier .....	84
Meine erste Demoiselle: das Fräulein Winter .....	97
Ob das alles einmal untergeht .....	103
„Mademoiselle – de l'Allemagne“? .....	104
Wie das mit den Männern ist .....	106
„Oh, Champs Élysées!“ .....	110
Der „Spatz“ im kleinen Schwarzen .....	114
Ist sie noch golden, die „jeunesse dorée“ .....	120
Diese Sprache ist ihr ein Gedicht .....	124
Krieg ist Schweinerei: „quelle connerie la guerre!“ .....	130
Marlene liebe ich – und die Arletty .....	133
Jetzt ist die Seine ihr schöner Rhein .....	137
Die Gärten der Tante .....	142
Neue Farben: vom <i>Pelikan</i> und den Kamellen .....	147
Das Fest – nach braunen, grauen Jahren .....	154
Eine ungesunde Veränderung .....	160
Die Gleichgesinnten – „les copains“ .....	161
Im Heimatland war etwas schiefgegangen .....	166
Verhasste Skeptiker, heute fallen sie aus .....	172

Blick zurück ohne Zorn.....	175
Ich werde es schaffen .....	178
Die ganz andere Welt .....	180
Schicksalsfäden .....	185
Blick zurück in alte Wünsche .....	190
Paris – und seine Ehrlichkeit .....	196
Maler und Zeichner kennen diese Freude .....	198
Das prekäre Geständnis .....	211
Bedenken .....	224
Als Gretchen im Schlaraffenland.....	228

## **Teil II: „En arrière“ – rückwärts**

Auf zur Tat – „un chemin long jusqu’ici“ .....	242
Sie tauchen auf, die Hürden .....	245
Angekommen in der Lieblingsstadt .....	246
Also doch: Die Bleibe ist gefunden .....	258
Ein kleiner Roter mit Beigeschmack .....	260
Unwirkliche Wirklichkeit.....	265
„La terre qui est un astre“ .....	268
Der Hund der raucht – im Paradies auf Erden .....	270
Keine Erleuchtung, dafür Wut .....	275
Der Sprung ins Wahre .....	280
„Et maintenant“ – was soll nun werden? .....	284
Baracke der Kindheit .....	285
Was wird aus den Ideen?.....	290
Beim Verlassen der Julian .....	294

## **Teil III: „Continuez!“ – weiter!**

Seltsames Erwachen .....	298
Was aber, wenn der Jazz verschwindet? .....	301
Wie schnell wird doch das Leichte schwer .....	305
Sonne scheint, Regen rinnt .....	306

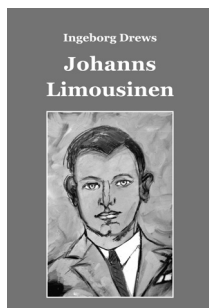
<b>Nachwort .....</b>	<b>313</b>
-----------------------	------------





**Dr. Ingeborg Drews**, geb. Weiser, Kölnerin, Jahrgang 1938. Lehre als Gebrauchsgrafikerin, 1958 bis 1960 Studium Malerei und Grafik an den Kölner Werkschulen und der *École des Beaux-Arts* in Paris. IHK-Abschluss Handels-Englisch und -Französisch; beruflich u.a. bei der Deutschen Welle engagiert. Erneutes Studium 1975 bis 1978 mit Abschluss in Freier Grafik an der FH für Kunst und Design Köln sowie 1991 bis 1995 Kunsttherapie und Psychologie an der Universität Köln, Dissertation 2003. Seit 1958 journalistisch, literarisch und künstlerisch tätig. Veröffentlichungen u.a. *Die gewöhnliche Sternstunde (Gedichte)*; *Verboten, Verbannt, Verbrannt (Porträts verfemter Autoren der Nazi-Zeit)* und regelmäßige Beiträge im *Jazz-Podium*. Für ihre Lyrik und satirische Fotografien wurde die Autorin mehrfach ausgezeichnet. Ingeborg Drews ist 2019 in Köln verstorben.

**Mein Paris trägt grüne Schuhe** entstand, als die Autorin im Winter 2010/11 sechs Wochen in Südostindien festsaß: „Meine ursprünglichen Reisepläne hatten sich zerschlagen, wegen der Ferienzeit bekam ich aber keinen Rückflug. Notgedrungen blieb ich in einer Villa, die an Touristen vermietet wurde und einer Frau mit 37 Katzen gehörte. Um dem zu entkommen, blieb mir nur die glühend heiße Terrasse. Ich hatte meinen Laptop dabei, mit einer Kurzgeschichte über grüne Schuhe und einem Text über die Lieblingsautos meines Vaters (siehe unten). Plötzlich sah ich meine Kindheit in Köln und die Zeit in Paris mit einer Präzision und Eindringlichkeit vor mir, die mich noch heute erstaunt. Die Terrasse verließ ich nur noch, um mit einem klapprigen Fahrrad zu einem Schnellrestaurant zu fahren, ein wenig zu schlafen und unterdessen den Rechner-Akku aufzuladen.“



#### Von der Autorin außerdem im rrv erschienen:

Ingeborg Drews  
**Johanns Limousinen**  
ISBN 978-3-943580-34-1  
Roland Reischl Verlag  
[www.rr-verlag.de](http://www.rr-verlag.de)

Die Autorin porträtiert ihren Vater Johann. Das Porträt ist mehr als eine autobiografische Erzählung, es ist ein mäanderndes Zeitbild mit dem Fokus auf Facetten des gesellschaftlichen Miteinanders in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit. Johann ist ein gutmütiger, eigenbrötlerischer Bastler, Träumer, Handwerker und Autonarr. Das Ziel eines Daimler oder einer schönen Vorkriegs-Limousine steht ihm lebenslang vor Augen. – Ingeborg Drews' Charakterstudie zeigt Lebensweisen und Ideale einer Generation, die sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein eigenes Leben aufbauen konnte. In Johanns Wunderlichkeit, die von außen belächelt wird, bewahrt sich der Handwerker das Reich seiner Kindheit. ■



„Wild“ wächst sie auf, ihr Spielplatz sind die Kriegstrümmer des Kölner Vorstadtviertels. Als es jedoch für die Erwachsenen wieder aufwärts geht, stößt Laura Wassenberg mit ihren eigenen Ideen zu Hause auf Unverständnis. Immerhin kann sie bei ihrer Gebrauchsgrafiker-Lehre die Freude an der Malerei ausleben. Und sie findet einen Ort, der ihr als Insel der Glückseligen erscheint: die Eisdielen des Pierluigi *Gigi Campi* an der Hohen Straße in der Innenstadt. Hier swingt es, treffen sich Künstler, Jazz-Musiker und andere „Typen“. Fasziniert vom kosmopolitischen Ambiente, wagt Laura den Ausbruch. Nahezu mittellos fährt die 21-Jährige nach Paris, um an einer Kunsthochschule zu studieren. Wird sie die Hürden meistern? – Angelehnt am *Nouveau Roman* zeichnet Ingeborg Drews in ihrer autobiografischen Erzählung den Weg nach, den Laura im Jahre 1960 über die Champs Élysées beschreitet: äußerlich gefasst, aber gedanklich voller Sprünge zwischen Vergangenen und Zukunft, Elternhaus und Künstlerleben, deutschem Nachkriegs-Mief und der Bohème.

*Die Autorin entwirft ein schillerndes Geflecht der deutsch-französischen Zeitgeschichte. Drews durchwebt ihre poetischen Schilderungen mit kritischen Untertönen, denn vor der künstlerischen Selbstbehauptung forderte auch die Gesellschaft um 1960 ihre Tribute. Ein Vexierbild urbanen Künstlerlebens und eine Liebeserklärung an Paris.“*

Robert von Zahn

Roland Reischl  
**RR** Verlag

ISBN 978-3-943580-33-4



9 783943 580334